

Siebentes Kapitel.

Valentine.

Die Nachtlampe brannte immer noch auf dem Kamine von Valentine und verzehrte die letzten Tropfen Del, welche oben auf dem Wasser schwammen; bereits färbte ein röthlicher Kreis den Marmor der Kugel, bereits gab die lebhaftere Flamme jenes letzte Geknistern von sich, das bei den unbeseelten Wesen wie die letzten Convulsionen des Todeskampfes erscheint, die man so oft mit denen der armen menschlichen Geschöpfe verglichen hat; ein trauriges Licht färbte mit einem ovalen Reflex die weißen Vorhänge und die Betttücher des Mädchens. Alles Geräusch der Straße war für diesmal erloschen, und im Innern herrschte eine furchtbare Stille.

Die Thüre des Zimmers von Eduard öffnete sich jetzt, und ein Kopf, den wir bereits gesehen, erschien in dem der Thüre gegenüber angebrachten Spiegel: es war Frau von Billefort, welche zurückkehrte, um die Wirkung des Trankes zu beobachten.

Sie blieb auf der Schwelle stehen, hörte das Knistern der Lampe, das einzige bemerkbare Geräusch in diesem Zimmer, das man hätte für verlassen halten sollen, und ging dann sachte auf den Nachttisch zu, um zu sehen, ob das Glas von Valentine leer wäre.

Es war, wie gesagt, noch zum vierten Theile voll. Frau von Billefort nahm es und leerte es in die Asche, welche sie mit dem Fuße umrührte, um die Einfaugung der Flüssigkeit zu erleichtern; dann schwenkte sie sorgfältig den Kristall, wischte ihn mit ihrem eigenen Sacktuch aus, und stellte ihn wieder auf den Nachttisch.

Wer im Stande gewesen wäre, in das Innere dieses

Zimmers zu schauen, würde gesehen haben, wie Frau von Billefort zögerte, ihre Augen auf Valentine zu heften und sich ihrem Bette zu nähern.

Dieser düstere Schimmer, dieses Stillschweigen, diese furchtbare Poesie der Nacht hatten sich ohne Zweifel mit der gräßlichen Poesie ihres Gewissens verbunden; die Giftmischerin fürchtete sich vor ihrem Werke.

Endlich faßte sie Muth, schob den Vorhang auf die Seite, stützte sich auf das Kopfkissen und neigte sich über Valentine.

Valentine athmete nicht mehr; halb auseinander ließen ihre Zähne kein Atom von dem Hauche durch, der das Leben verräth; ihre weißen Lippen hatten zu zittern aufgehört; in einen violetten Dunst getaucht, der sich unter die Haut gezogen zu haben schien, bildeten ihre Augen einen weißeren Vorsprung, wo der Augapfel das Lid aufschwoll, und ihre langen, schwarzen Wimpern durchfurchten eine bereits wachsartig matte Haut.

Frau von Billefort beschaute dieses Gesicht mit einem in seiner Unbeweglichkeit beredten Ausdruck; sie hob dann feck die Decke auf und legte ihre Hand auf das Herz des Mädchens. Es war stumm und eisig.

Was unter ihrer Hand schlug, das war die Arterie ihrer Finger: sie zog ihre Hand mit einem Schauer zurück.

Der Arm von Valentine hing über das Bett herab; dieser Arm schien in dem ganzen Theile, welcher sich von der Schulter bis zur Aderlaßstelle erstreckte, nach dem von einer der Grazien von Germain Pilon geformt; der Vorderarm war jedoch durch ein Zusammenziehen leicht entstellt, und das so reine Handgelenke stützte sich etwas steif und mit ausgestreckten Fingern auf den Mahagoni.

Die Nägel waren an der Wurzel blau.

Für Frau von Billefort gab es keinen Zweifel mehr, Alles war vorbei; das furchtbare Werk, das

letzte, das sie zu vollbringen hatte, war vollbracht. Die Giftmischerin hatte nichts mehr in diesem Zimmer zu thun; sie wich so behutsam zurück, daß sie offenbar das Krachen ihrer Füße auf dem Teppiche fürchten mußte; doch während sie zurückwich, hielt sie noch den Vorhang aufgehoben und verschlang das Schauspiel des Todes, das eine unwiderstehliche Anziehungskraft in sich trägt, so lange der Tod nicht Zersetzung, sondern nur Unbeweglichkeit ist, so lange er das Geheimniß bleibt, und nicht Ekel wird.

Die Minuten vergingen, Frau von Billefort schien diesen Vorhang, welchen sie wie ein Leichentuch über dem Haupte von Valentine hielt, nicht loslassen zu können. Sie bezahlte ihren Tribut der Träumerei; die Träumerei des Verbrechens muß der Gewissensbiß sein.

In diesem Augenblick verdoppelte sich das Geknistern der Nachtlampe.

Frau von Billefort bebte bei diesem Geräusch und ließ den Vorhang fallen.

In demselben Augenblick erlosch die Nachtlampe, und das Zimmer versank in eine furchtbare Dunkelheit.

Unter dieser Dunkelheit erwachte die Pendeluhr und schlug halb vier.

Erschrocken über diese auf einander folgenden Bewegungen erreichte die Giftmischerin tappend die Thüre, und kehrte, den Angstschweiß auf der Stirne, in ihr Zimmer zurück.

Die Dunkelheit dauerte noch zwei Stunden.

Allmählig drang ein bleicher Tag durch die Zwischenräume der Läden, und das Licht wurde nach und nach stärker und gab den Gegenständen und Körpern Farbe und Form zurück.

Um diese Zeit ertönte der Husten der Krankenwärterin auf der Treppe, und diese Frau trat, eine Tasse in der Hand, ein.

Für einen Vater, für einen Geliebten würde der

erste Blick entscheidend gewesen sein, Valentine war todt; für diese Lohndienerin war sie nur eingeschlafen.

„Gut!“ sagte sie, sich dem Nachttische nähernd, „sie hat einen Theil ihres Trankes getrunken, das Glas ist auf zwei Drittel leer.“

Dann ging sie an den Kamin, zündete Feuer an, setzte sich in ihren Lehnstuhl und benützte, obgleich sie erst aus ihrem Bette kam, den Schlaf von Valentine, um noch einige Augenblicke zu schlummern.

Die Pendeluhr erweckte die Wärterin, als sie acht Uhr schlug.

Erstaunt über den hartnäckigen Schlaf, in welchem Valentine verharrte, erschrocken über den aus dem Bette hängenden Arm, den die Schläferin immer noch nicht angezogen hatte, ging sie auf das Bett zu, und jetzt erst bemerkte sie die kalten Lippen und die eisige Brust.

Sie wollte den Arm zum Körper heraufziehen; doch mit jener furchtbaren Steifheit, in der sich eine Krankenwärterin nicht täuschen konnte, widerstand der Arm.

Sie stieß einen furchtbaren Schrei aus, lief an die Thüre und rief:

„Zu Hülfe! zu Hülfe!“

„Wie! zu Hülfe?“ entgegnete unten von der Treppe die Stimme von Herrn d'Avrigny.

Es war die Stunde, zu der der Doctor gewöhnlich kam.

„Wie! zu Hülfe!“ rief Herr von Villefort, aus seinem Cabinet stürzend; „Doctor, haben Sie nicht um Hülfe rufen hören.“

„Ja, ja, gehen wir rasch hinauf, es ist bei Valentine,“ antwortete d'Avrigny.

Doch ehe der Arzt und der Vater hinauskamen, waren die Diener, welche sich in den Zimmern und Gängen auf demselben Boden befanden, bei Valentine eingetreten, und als sie diese bleich und unbeweglich

auf ihrem Bette sahen, hoben sie die Hände zum Himmel empor und wankten wie vom Schwindel erfaßt.

„Ruft Frau von Billefort! weckt Frau von Billefort!“ schrie der Staatsanwalt vor der Thüre des Zimmers, in das er, wie es schien, nicht einzutreten wagte.

Doch statt zu antworten, schauten die Diener Herrn d'Uvigny an, der auf Valentine zugelaufen war und sie in seinen Armen aufhob.

„Auch diese . . .“ murmelte er und ließ sie zurückfallen. „Oh! mein Gott! mein Gott! wann wirst Du müde werden?“

Billefort stürzte in das Zimmer.

„Was sagen Sie?“ rief er, die Hände zum Himmel emporstreckend, „Doctor! . . . Doctor! . . .“

„Ich sage, daß Valentine todt ist,“ antwortete d'Uvigny mit feierlichem und in seiner Feierlichkeit schrecklichem Tone.

Herr von Billefort sank zusammen, wie wenn seine Beine gebrochen wären, und fiel mit dem Kopf auf das Bett von Valentine.

Bei den Worten des Doctors, bei dem Geschrei des Vaters entflohen die Diener voll Schrecken und unter dumpfen Verwünschungen; man hörte auf den Treppen und in den Gängen hastige Tritte, dann eine große Bewegung in den Höfen, dann war Alles vorbei; der Lärm erlosch: von dem ersten bis zum letzten hatten sie insgesammt das verfluchte Haus verlassen.

In diesem Augenblick hob Frau von Billefort, den Arm halb in ihr Morgengewand gehüllt, den Thürvorhang auf; einen Augenblick blieb sie auf der Schwelle, scheinbar die Anwesenden befragend und ein paar rebellische Thränen zu Hülfe rufend.

Plötzlich machte sie, die Arme gegen den Nachttisch ausgestreckt, einen Schritt oder vielmehr einen Sprung vorwärts.

Sie hatte gesehen, wie sich d'Uvigny neugierig

über diesen Tisch beugte und das Glas nahm, von dem sie gewiß wußte, daß sie den Inhalt in die Asche geschüttet.

Hätte sich das Gespenst von Valentine vor der Giftmischerin erhoben, es könnte keine solche Wirkung auf sie hervorgebracht haben.

Es ist die Farbe der Flüssigkeit, die sie in das Glas von Valentine gegossen, und welche Valentine getrunken hat; es ist dieses Gift, welches das Auge von Herrn d'Uvigny nicht täuschen kann, und Herr d'Uvigny betrachtet es aufmerksam; es ist ein Wunder, das Gott ohne Zweifel gethan, damit, trotz der Vorsichtsmaßregeln der Mörderin, eine Spur, ein Beweis, eine Anzeige des Verbrechens zurückbleibe.

Während Frau von Billefort unbeweglich wie die Bildsäule des Schreckens dastand, während Billefort, den Kopf verborgen in den Tüchern des Sterbebettes, nichts von dem sah, was um ihn her vorging, näherte sich d'Uvigny dem Fenster, um mit dem Auge genauer den Inhalt des Glases zu prüfen, und verkostete einen Tropfen, den er mit dem Ende des Fingers nahm.

„Ah!“ murmelte er, „das ist nicht mehr Brucin; wir wollen sehen, was es ist.“

Dann lief er nach einem der Schränke im Zimmer von Valentine, den man in eine Apotheke verwandelt hatte, zog aus seinem kleinen silbernen Gehäuse ein Fläschchen mit Salpetersäure hervor und ließ ein paar Tropfen in das Milchweiß der Flüssigkeit fallen, die sich alsbald in ein Halbglas frischrothes Blut verwandelte.

„Ah!“ machte d'Uvigny mit dem Schrecken des Richters, dem sich die Wahrheit enthüllt, vermischt mit der Freude des Gelehrten, welchem sich ein Problem entschleierte.

Frau von Billefort drehte sich einen Augenblick um sich selbst, ihre Augen schleuderten Flammen, dann

erloschen sie; wankend suchte sie mit der Hand die Thüre, und verschwand.

Einen Augenblick nachher hörte man das entfernte Geräusch eines auf den Boden fallenden Körpers.

Doch Niemand merkte darauf. Die Wärterin war damit beschäftigt, der chemischen Analyse zuzuschauen; Billefort war immer noch vernichtet.

Herr d'Ubrigny allein folgte mit den Augen Frau von Billefort und bemerkte ihren raschen Abgang.

Er hob den Thürvorhang des Zimmers von Valentine auf, und durch das von Eduard konnte sein Blick in das Gemach von Frau von Billefort dringen, die er ohne Bewegung auf dem Boden ausgestreckt sah.

„Stehen Sie Frau von Billefort bei,“ sagte er zu der Wärterin; „Frau von Billefort befindet sich unwohl!“

„Doch Fräulein Valentine!“ stammelte die Wärterin.

„Fräulein Valentine bedarf keiner Hülfe mehr, denn sie ist todt,“ sprach d'Ubrigny.

„Todt! todt!“ seufzte Billefort im Paroxysmus eines um so gräßlicheren Schmerzes, als er für dieses eberne Herz neu, unbekannt, unerhört war.

„Todt sagen Sie?“ rief eine dritte Stimme, „wer sagt, Valentine wäre todt?“

Die zwei Männer wandten sich um und erblickten an der Thüre Morrel, bleich, verstört, furchtbar.

Man höre, was geschehen:

Morrel hatte sich zu seiner gewöhnlichen Stunde durch die kleine Thüre, welche zu Noirtier führte, eingefunden.

Gegen die Gewohnheit fand er die Thüre offen; er hatte also nicht nöthig, zu läuten, und trat ein.

Im Vorhause wartete er einen Augenblick und rief einen Bedienten, der ihn bei dem alten Noirtier einführen sollte.

Doch Niemand antwortete; die Diener hatten, wie man weiß, das Haus verlassen.

Es war bei Morrel an diesem Tag kein besonderer Grund zur Unruhe vorhanden: er hatte das Versprechen von Monte Christo, Valentine würde leben, und bis jetzt war das Versprechen getreu gehalten worden. Jeden Abend gab ihm der Graf gute Nachrichten, die ihm Noirtier am andern Morgen bestätigte.

Diese Einsamkeit kam ihm indessen seltsam vor; er rief zum zweiten, zum dritten Male, dasselbe Stillschweigen.

Da entschloß er sich, hinaufzugehen.

Die Thüre von Noirtier war offen, wie die andern Thüren.

Das Erste, was er sah, war der Greis in seinem Lehnstuhle und an seinem gewöhnlichen Plaze; doch die erweiterten Augen von Noirtier schienen einen innern Schrecken auszudrücken, welchen noch die über seine Züge ausgebreitete seltsame Blässe bestätigte.

„Wie geht es Ihnen, mein Herr?“ fragte der junge Mann mit gepreßtem Herzen.

„Gut!“ machte der Greis mit den Augen blinzeln, „gut!“

Doch sein Gesicht schien an Unruhe zuzunehmen.

„Sie sind unruhig,“ fuhr Morrel fort, „Sie brauchen etwas. Soll ich einen von Ihren Leuten rufen?“

„Ja,“ machte Noirtier.

Morrel hing sich gleichsam an eine Klingelschnur, doch er mochte immerhin zum Brechen ziehen, Niemand kam.

Er wandte sich gegen Noirtier um: die Blässe und die Angst traten immer stärker auf dem Antlitz des Greises hervor.

„Mein Gott! mein Gott!“ sprach Morrel, „warum kommt man denn nicht? Ist Jemand krank im Hause?“

Die Augen von Noirtier schienen nahe daran, aus ihrer Höhle hervorzuspringen.

„Aber was haben Sie denn?“ fuhr Morrel fort, „Sie erschrecken mich. Valentine! Valentine! . . .“

„Ja, ja,“ machte der Greis.

Maximilian öffnete den Mund, um zu sprechen, doch seine Zunge vermochte keinen Ton zu artikuliren: er wankte und hielt sich am Gesimse.

Dann streckte er die Hand nach der Thüre aus.

„Ja! ja! ja!“ fuhr der Greis fort.

Maximilian stürzte nach der kleinen Treppe, über die er in zwei Sprüngen setzte, während Noirtier ihm mit den Augen zuzurufen schien:

„Schneller! schneller!“

Eine Minute genügte für den jungen Mann, um durch mehrere Zimmer zu eilen, welche wie das übrige Haus verlassen waren, und bis an das von Valentine zu gelangen.

Er brauchte keine Thüre aufzustößen, denn sie stand weit offen.

Ein Schluchzen war das erste Geräusch, das er hörte. Er sah wie durch eine Wolke eine knieende und in einem verworrenen Haufen von weißen Draperien verlorene schwarze Gestalt. Die Angst, die gräßlichste Angst fesselte ihn an die Schwelle.

Da hörte er eine Stimme sagen: „Valentine ist todt,“ und eine zweite Stimme, welche wie ein Echo antwortete: „Todt! todt!“

Achtes Kapitel.

Maximilian.

Billefort stand beinahe beschämt darüber auf, daß er sich bei dem Anfälle dieses Schmerzes hatte über-